

Denken wie »Commoners«

Die Commons und nachhaltiger Konsum

Silke Helfrich

Der Beitrag basiert auf einem Interview mit Silke Helfrich am 05. Juli 2021, 11.00-12.00 Uhr. Das Interview wurde von Randy Haubner geführt.

Sie setzen sich für »Commons« ein? Worum genau geht es dabei?

Es geht um das gemeinverantwortliche Sorgetragen für das, was keiner Person alleine zusteht, etwa weil es niemand individuell hergestellt hat. Es gibt Vieles, das in irgendeiner Weise geteilt, kollektiv verantwortet, gepflegt und genutzt werden muss.

Commons hat mittlerweile den Begriff der Gemeingüter abgelöst. Das ist gut, denn Commons verdeutlicht, dass es im Kern nicht um Güter geht, sondern um unsere Beziehung zueinander im Umgang damit, im Umgang mit fast allem auf der Welt.

Entsprechend wird über Commons oft mit normativem Anspruch diskutiert. Es geht ja darum, unsere Beziehungen so zu gestalten und die Dinge, die wir zum Leben brauchen, so herzustellen, dass »sich niemand über den Tisch gezogen fühlt«. Zugleich geht es darum, dass das, was alle zum Leben brauchen – unsere Lebensgrundlage – auch morgen noch da ist. Optimalerweise sollte ein solcher pflegnutzender Umgang unsere Handlungsoptionen erweitern und nicht einschränken. Das ist ein hoher Anspruch.

Commons zielen immer darauf ab, uns von Modellierungen zu lösen, weil diese so kontextvergessen sind. Es gibt also einiges zu tun und dieses Tun wird oft »Commoning« genannt. Das ist ein verbürgtes altes englisches Verb und wird im Deutschen manchmal mit »gemeinschaffen« übersetzt. Commo-ning ist eigentlich die größte Selbstverständlichkeit der Welt.

Was sind die Treiber für die Transformation hin zu Commons und zu Commoning?

Ich würde sagen, es gibt mindestens drei: 1. Die Notwendigkeit, konkrete Probleme zu lösen oder Bedürfnisse zu befriedigen, 2. Erfahren, erleben, sich berühren lassen, 3. Denken lernen wie Commoners.

Die Not-Wendigkeit treibt an; unsere Not, den Klimaumbruch oder den Zerfall der Gesellschaft (doch noch) zu wenden. Das zeigt sich besonders in akuten Konflikt- und Stresssituationen, dann funktioniert Solidarität und Selbstorganisation.

Auch das Erfahren, Erleben und Sich-Berühren lassen liegt als Antrieb auf der Hand. Ich kümmere mich um das, was ich liebe, was mich bewegt. Und was ich erfahren und erlebt habe, kann ich leichter wiederholen oder auf neue Situationen übertragen. Das leitet uns z.B. in der Commons-Sommerschule, die wir einmal im Jahr durchführen. Dort versuchen wir so miteinander zu arbeiten und miteinander Dinge auszuprobieren, dass klar wird, wie es sich anfühlt, getragen zu sein. Das ist natürlich nicht nur ein diffuses Gefühl, das sich »irgendwie« einstellt. Es resultiert auch aus Vereinbarungen, Regeln, Verlässlichkeit und Organisationsstrukturen.

Und der dritte Treiber – lernen zu denken wie Commoners – ist ganz entscheidend. Es ist schwer zu tun, was wir nicht denken und uns nicht einmal vorstellen können. Wie Commoners zu denken erweitert das, was wir für machbar halten. Das kann auch in der Politik nützlich sein. Der Bürgermeister und die Vizebürgermeisterin von Zagreb, beide im Frühjahr 2021 gewählt, kommen beispielsweise aus der Commons-Bewegung.

Was verstehen Sie unter einer Transformation unserer Welt?

Transformation bedeutet für mich zunächst damit aufzuhören, die Welt vertikal zu denken, also unten das Kleine und Kleinteilige, oben das Große, Wichtige und Ganze. Diese Ebenen (klassischerweise als Mikro, Meso und Makro bezeichnet) hängen viel komplexer miteinander zusammen, sie entfalten sich auseinander heraus; wobei es wichtig ist, hier keinem einfach gestrickten Holismus zu folgen. Nicht alles ist in allem enthalten. Transformation heißt zunächst zu verstehen, dass wir tatsächlich mit allem verbunden und von vielem abhängig sind. Wir agieren in interdependenten, komplexen Systemen und müssen begreifen, was das bedeutet: etwa, dass auch im Großen wirkt, was wir im Kleinen tun – nur nicht immer direkt und schon gar nicht monokau-

sal. Und zudem ist jeder kleine Akt nur dann ein Akt der Transformation des Ganzen, »wenn« in den kleinen Akten selbst transformative Logiken stecken.

Wenn ich mich z.B. aus der Logik des Marktes herausbewegen will, wenn ich Geben und Nehmen entkoppeln möchte, damit Menschen ihr Potenzial entfalten können, dann muss vieles anders organisiert werden – das Dach über dem Kopf, die Lebensmittelversorgung, die Befriedigung unmittelbarer Bedürfnisse. Wir müssen andere Handlungslogiken in unser Wirtschaften einschreiben, wir müssen unabhängiger vom Geld werden und so der Marktlogik den Schmierstoff entziehen – nämlich uns selbst. Eine solche Transformation betrifft die gesamte Ausrichtung von Lebensläufen genauso wie die Grundmuster des politischen, insbesondere wirtschaftspolitischen Handelns. Da hängt bisher alles an der Schaffung von Arbeitsplätzen: teils hochbezahlte Arbeitsplätze in der Stahl-, Automobil- und Rüstungsindustrie oder in der energieverschleudernden Baubranche erscheinen selbst im Jahre 2021 – trotz Klimaumbruch – noch wichtiger als die Idee, die Produktion runterzufahren und weniger zu arbeiten. Diese Arbeitsmarktorientierung folgt der Logik der Marktökonomie und nährt sie zugleich, obwohl sie tendenziell unsere Lebensgrundlagen untergräbt. Ein Teufelskreis.

Wir können die Welt nicht in ihre Einzelbestandteile zerlegen und von ihrem Kontext befreien, nur um es uns einfacher zu machen – etwa Forderungen nach dem Abbau umweltschädlicher Produktion mit der Frage abwürgen: »Wovon sollen die Mercedes- und Audi-Mitarbeiter*innen dann leben?« – Nur um weiterzumachen wie bisher. Komplexität lässt sich nicht vereinfachen, nur möglichst klar erfassen und beschreiben. Das »*Keep it simple*« ist also ein recht unpassendes Motto. Richtiger wäre: »*Keep it complex and clear*«. Dafür ist es wichtig, die Beziehungsmuster und Handlungslogiken zu erfassen, etwa den Zusammenhang zwischen einem konkurrenzgetriebenen, marktbasierten Wirtschaftssystem und dem ökologischen Desaster. Und dann brauchen wir grundlegend andere Wirtschaftsformen, die anderen Handlungslogiken folgen, z.B. Commons.

Wie können wir uns die Beziehungsmuster und Handlungslogiken der Commons vorstellen?

Vielleicht hilft hier eine Metapher aus dem Bereich der Ökologie: Commons oder Commons-Projekte können wir uns wie Pilze vorstellen. Es gibt sie überall und zu jeder Jahreszeit. Wenn ich aber Leute frage, die wenig Übung ha-

ben, wird es heißen: »Ich finde nie Pilze«. Pilze zu finden ist ja eine Frage der Übung und der Aufmerksamkeit. Das wusste schon der berühmte kleine Bär von Janosch. So ist es auch mit den Projekten der Transformation. Es gibt sie überall und es gibt unzählige Ansätze, z.B. die »Communities for Future«, die solidarischen Landwirtschaften (»SoLaWi«), die freien Softwareprojekte, die freien Radios und Funknetzwerke, die vielen analogen und digitalen Projekte, bei denen Wissen ganz selbstverständlich geteilt und nicht zur Ware gemacht wird, angefangen bei Wikipedia bis hin zu den Alternativen zu »Datenstaubsaugern« wie Google oder Zoom: etwa GNU/Linux oder »Senfcall«. Je besser wir darauf eingestellt sind und je genauer wir hinschauen, umso mehr sehen wir.

Und dann stellen wir plötzlich fest, die Pilze sind gar nicht das Entscheidende. Sie sind nur die Fruchtkörper, das was wir zu sehen bekommen und was wächst, wenn die Bedingungen stimmen. Viel wichtiger ist das Myzel. Das ist das eigentlich Lebenspendende. Myzelien tauschen Ressourcen und Informationen aus, lassen Pilze sprießen, nähren Pflanzen und nähren sich von ihnen. Myzelien sind überall, durchdringen alles und sind doch weithin unsichtbar. Sie erinnern mich an das, was wir Commoning nennen: eine Beziehungs-, Handlungs- und Produktionsweise, die solidarische Landwirtschaft oder gemeinschaftsgetragene Projekte erst hervorbringt. Für die Praxis ist es dann wichtig zu überlegen, wie wir uns hierarchiearm organisieren, miteinander einstimmig entscheiden, Konflikte beziehungswahrend bearbeiten, Transparenz in Vertrauensräumen schaffen, Rituale des Miteinanders etablieren und pflegen und so weiter. Diese Themen kommen immer wieder auf den Tisch. Wenn wir sie so beantworten, dass sich niemand über den Tisch gezogen fühlt, die Ressourcen auch morgen noch da sind und wir uns nicht in unseren Handlungsfreiheiten eingeschränkt fühlen, dann können jede Menge Pilze wachsen. Wir nähren also das Myzel, »indem« wir begreifen, dass eine andere Handlungs- und Beziehungsweise lokale Orte der Transformation hervorbringen kann. Und diese Projekte können sich aufeinander beziehen – so wie sich Myzelien zu gemeinsamen Myzelien-Netzwerken verbinden. Solidarische Landwirtschaften können bei Opensource-Hardwareprojekten andocken, sie können ihre Ressourcen von Bildungsnetzwerken holen, könnten sich vom Bau freier, konvivialer Werkzeuge und Landmaschinen inspirieren lassen oder freie, digitale Plattformen nutzen, um miteinander nicht nur im deutschsprachigen Raum, sondern auch international zu kommunizieren. So können Verbünde transformativer Projekte entstehen.

Was bedeutet für Sie vor diesem Hintergrund »ein gutes Leben« in der Commons-Bewegung?

Ein nicht nur materiell begründetes Sicherheitsgefühl, ein Getragensein von Menschen und von Infra- und Versorgungsstrukturen, die auch dann greifen, wenn ich gerade nicht »funktioniere«. Wenn wir eine materielle Grundversicherung haben »und« uns von Beziehungen getragen fühlen, kann sich auch mehr Zeitwohlstand einstellen, denn innerhalb der Commons-Bewegung heißt ein gutes Leben mindestens, das Getriebensein im Hamsterrad zu überwinden. Diese Getriebensein ist oft tief mit der Angst verbunden, abgehängt zu werden oder vielleicht später nicht genug zu haben oder alles allein – individuell – schaffen zu müssen.

Ein gutes Leben ermöglicht Angstfreiheit und dafür brauchen wir andere Bedingungen und nicht 40-Stunden-Jobs, die oft fremdbestimmt sind, und nebenbei die Frage, wie wir Kinder erziehen, uns selbstoptimieren und noch für die Gesellschaft tätig sind.

Und wie kommen wir dahin?

Indem wir neu darüber nachdenken, was uns Arbeit, speziell Lohnarbeit, bedeutet. Ich spreche nicht gern von Arbeit, lieber vom Tätigsein, denn wenn wir immer die gleichen Fragen stellen – »Wie sieht die Zukunft der Lohnarbeit aus? Wie bestehe ich auf dem Arbeitsmarkt? Wie werde ich möglichst gut bezahlt?« –, fahren wir direkt in eine Sackgasse, wir werden blind für die Alternativen. Wenn wir über unser Tätigsein nachdenken, gehört die ganze Vielfalt dazu. Es gehört alles dazu, was wir tun, von Fürsorge- bis Werk Tätigkeiten. Das ernst zu nehmen und immer wieder zu fragen, »Wofür und worin will ich wie wirklich tätig sein?«, führt natürlich zu einer völligen Umgestaltung des Arbeitsmarkts. Die Mindestforderung wäre jedenfalls eine formale Lohnarbeitszeit von maximal 20 Stunden pro Woche.

Es ist doch klar, in Commons-Kontexten sowieso, dass das Versorgt- und Getragensein nicht nur von Geld oder wohlwollender Sozialpolitik abhängen darf. Dafür sollten wir gute gesellschaftliche Bedingungen schaffen, so dass das Miteinander-Handeln und das Füreinander-Sorge-tragen einfacher wird. Wer sich um eine »SoLaWi«, um mehrgenerationelle Wohnprojekte, um freies Wissen kümmert, braucht gesellschaftliche Anerkennung, konkrete Unterstützung und mehr Freiräume, denn Commoning kann nicht nur abends

nach der Lohnarbeit stattfinden. Wir könnten auch Städte so »entwickeln«, dass möglichst viel Raum für Selbstorganisation statt möglichst viele Quadratmeter Verkaufsfläche entstehen. Wir könnten die meisten Organisationsstrukturen und Entscheidungsverfahren überdenken, um herzustellen, was wir manchmal »strukturelle Gemeinschaftlichkeit« nennen.

Sie waren beim Zukunftsdiskurs »Consumers for Future« dabei. Was haben Ihrer Meinung nach Konsumierende mit der Transformation unserer Welt zu tun?

Lassen Sie mich an den drei Hebeln der Transformation anknüpfen: die Notwendigkeit, das Erfahren und Erleben sowie das Umdenken. Ich fange bei Letzterem an. Wie wäre es, wenn wir unsere Rollen überdenken? Wir sind ja immer Konsumierende und Produzierende zugleich – oft wird von Prosument*innen gesprochen. Die Art und Weise aber, in der unsere Ökonomie organisiert ist, trennt diese Rollen voneinander. Wir sollten diese Rollentrennung auflösen und damit experimentieren, wieder beides in den Blick bekommen, uns also nie nur als Konsumierende verstehen. In dem Moment, in dem wir etwas konsumieren, sind wir schon die Produzierenden des Mülls, mit dem sich andere wieder ein Geschäftsmodell ausdenken und mit dem wir letztlich unsere Lebensgrundlage (und damit die Produktionsgrundlage) zerstören. Daher stellt sich die Frage, wie wir das Konsumieren/Produzieren tatsächlich so umdenken können, dass es sich in realen Produktionsprozessen niederschlägt. Bleiben wir beim Beispiel der solidarischen Landwirtschaft. Hier gibt es natürlich Arbeitsteilung. Wir haben Gärtner*innen und Bäuer*innen, die sich kontinuierlich darum kümmern, eine gute Ernte einzufahren. Wir als Mitglieder haben auch die Möglichkeit, am Mittwoch oder am Samstag mit auf das Feld zu gehen, mit zu produzieren und damit – zeitweise – die Trennung zwischen Konsumierenden und Produzierenden aufzuweichen. So gewinnen wir auch eine ganze Menge Empathie für die jeweils andere Rolle.

Wir können also das erhalten, was gemeinhin »Arbeitsteiligkeit« genannt wird und ihr zugleich die Spitze der Überspezialisierung und die Perversion der Monotonie und Sinnlosigkeit nehmen. Und damit sind wir beim zweiten Treiber der Transformation: dem konkreten Erleben. Wenn ich auf dem Acker stehe, die Hände in der Erde, die Sorge bei den Pflanzen, wenn ich begreife, wieviel Handarbeit und Zeit nötig ist, um Möhren in Bioqualität zu erzeugen, dann gewinne ich ein anderes Verhältnis zum Ganzen. Und hier kommt

der dritte Treiber hinzu, die Notwendigkeit, dass wir Lebensmittel brauchen. Aber auch, wenn es die Ernte verhagelt, ist die Not da und wir müssen miteinander das Problem lösen. Aber wir tun es dann auf einer anderen Grundlage.

Wie können wir die Menschen für ein nachhaltigeres Handeln und für die Commons sensibilisieren?

Im Wesentlichen über zwei Wege: Wissen und Erfahrung schaffen sowie kommunizieren. Die Wirtschaftswissenschaftler*innen, insbesondere die Betriebswirt*innen, haben ja in der Vergangenheit viel dafür getan, immer wieder auf sogenannte Marktgesetze zu verweisen und gebetsmühlenartig zu erklären, dass »die« Ökonomie angeblich Gesetzen gehorcht. Das wird millionenfach wiederholt, obwohl es weder das Gemeinschaffen, noch Fürsorge, noch alternative Wirtschaftsweisen erklärt. Es wird auch nicht gefragt, was denn eigentlich das Myzel ist, das alles nährt. Wir müssen also unseren Aufmerksamkeitsfokus verschieben: in der Wissenschaft und in der Publizistik. Wir müssen über alle verfügbaren Medien das erzählen, was Menschen zum Nachahmen verleitet. Statt der Börsennachrichten könnten wir z.B. Geschichten des Gelingens erzählen. Werbung ist ein Treiber der Marktwirtschaft. Was, wenn wir diese radikal herunterfahren und jeden Abend drei Minuten vor der Tagesschau oder den heute-Nachrichten über Neues aus der Welt der Commons berichten? Wir würden Menschen inspirieren, miteinander verbinden und zum Ausprobieren anstiften.

Das entspricht auch meiner unmittelbaren Erfahrung. Ich habe vor 15 Jahren angefangen, mir die Commons-Brille aufzusetzen. Das bewirkt tatsächlich eine Wahrnehmungsveränderung. Ich sehe überall Commons-Ansätze, weil sie für mich einfach zu sehen und weil sie ohnehin überall sind – wie Myzelien. Die Geschichte des Kapitalismus ist ja auch eine Geschichte der Commons. Der Frühkapitalismus ist aus der Einhegung der sogenannten traditionellen Commons entstanden; es hat der Einzäunung, Privatisierung und strukturellen Transformation aller bis dahin existierenden Beziehungen bedurft, um die Wirtschaftsweise überhaupt erst in die Welt zu bringen, die uns seit circa 250 Jahren dominiert. Mit den Einhegungen nimmt es bis heute kein Ende. Aber wenn es möglich ist, etwas einzuhegen, ist natürlich auch der umgekehrte Prozess möglich, wenngleich schwieriger. Privatisieren geht leichter als entprivatisieren. Zudem darf das nicht rückwärtsgewandt passieren, weil sich die Produktionsbedingungen völlig verändert haben und auch die Zahl

der Menschen ist sehr viel größer geworden. Commons vor dem Kapitalismus sind etwas anderes als Commons *nach* dem Kapitalismus. Wir müssen die heutigen Bedingungen bedenken und uns aus ihnen heraus aus der Umklammerung des kapitalistischen Marktes befreien und ins Werk setzen, was uns frei, fair und lebendig leben lässt, ohne dabei das Alte zu idealisieren.

Wo sehen Sie die größten Herausforderungen, Menschen zu sensibilisieren oder zum Umdenken hin zu mehr Commoning, Gemeinwohlökonomie oder Gemeinwohlorientierung zu bringen?

Ich glaube, die größte Herausforderung liegt in den individuellen Biographien, die ziemlich fest in gesellschaftlichen Strukturen verankert sind. Wir müssen unserer Biographie begegnen und biographische Anker lichten, also sicher Geglaubtes, ein Stück eigenes Selbstverständnis und Gewordensein über Bord werfen. Es ist sehr schwierig, sich aus Bedingungen zu lösen, die unseren Alltag vorstrukturieren. Beispielsweise ist die Idee sehr präsent, dass die Befriedigung von Bedürfnissen immer über Geld vermittelt wird. Und wer immer sie in Frage stellt, wird sofort gefragt: »Soll ich jetzt anfangen, mein Brot zu selbst zu backen und das Holz im Wald selbst zu schlagen?« Das nicht, aber sich in anderen Organisationsstrukturen und Produktionsprozessen zu üben, »während« wir noch in alten Strukturen drinstecken – das geht. Es eröffnet neue Welten und wird sich zeigen: Der Weg legt sich beim Gehen unter unsere Füße.

Wie meine ich das mit den alten Strukturen? Wir brauchen z.B. Geld, um eine andere Ökonomie aufzubauen, in der wir unabhängiger von Geld leben können. Deswegen braucht es dieses radikale Umdenken. Deswegen ist ein bedingungsloses Grundeinkommen sinnvoll. Es stellt erst einmal die Bedingungen dafür her, dass Menschen sich freier entfalten und ein Vertrauen in das Gelingen des anderen Wirtschaftens gewinnen können. Diese Zeit des Wandels braucht Brücken, mutige Pioniere und innovative Maßnahmen, mit denen sie vorangehen, damit es überhaupt Räume des Erfahrens und Erlebens geben kann.

Welche Geschichten des Gelingens können andere ermutigen, sich auf den von Ihnen geschilderten Weg zu machen?

Wir brauchen drei verschiedene Erzählebenen und Erzähler*innen. Da sind zunächst die Menschen selbst, die Erfahrungen in Commons-Institutionen gemacht haben oder sich selbst als Commoner betrachten. Sie können diese Ideen authentisch vermitteln, wenn sie erzählen, wie ein Studium anders organisiert sein kann, wie Bildung anders finanziert sein kann, welche Erfahrungen sie mit Selbstorganisation gemacht haben – von anonymen Alkoholiker*innen über Menschen aus den Flüchtlingslagern dieser Welt bis hin zur landesweiten Reorganisation der Pflege wie das beispielsweise »Buurtzorg« in den Niederlanden in Kooperation mit dem Staat tut. Aber diese Authentizität reicht nicht, weil diese Erfahrungen im Kontext gesellschaftlicher und staatlicher Strukturen immer als »das Kleine«, das Überschaubare betrachtet werden, so als würde Commoning nur unter Menschen funktionieren, die sie sich kennen. Das stimmt nicht. Wir können andere Beziehungsweisen und Handlungslogiken auf allen Ebenen verankern. Und auch darüber müssen wir erzählen. Das können Wissenschaftler*innen tun, Transformationsforscher*innen oder die sogenannten *public intellectuals*. Sie können die konkreten Erfahrungsräume verknüpfen, können sie in eine verständliche Sprache übersetzen und den großen Bogen spannen. Wir brauchen also die Erzählungen aus der Perspektive der Pilze – von Menschen, die selbstorganisiert sind und vom Konkreten berichten. Und wir brauchen Erzählungen aus der Perspektive des Myzels, von Menschen, die die Bezüge und Handlungslogiken freilegen. Und schließlich brauchen wir die große Erzählung über die gemeinsamen Myzelien-Netzwerke: Wie verbindet sich das eine mit dem anderen? Und wie entsteht daraus ein anderes Bild von Gesellschaft? Wie können wir dieses Bild umsetzen und verstehen, was sich wie gegenseitig nährt, wie Informationen und Ressourcen ausgetauscht werden? Kurz: Wie können wir gute Bedingungen dafür schaffen, dass immer mehr Pilze sprießen?

Sie haben mit David Bollier ein Buch geschrieben *Frei, fair und lebendig – Die Macht der Commons*, das 2019 erschienen ist. Für wen ist es gedacht? Und was ist Ihre Intention mit diesem Buch?

Am Anfang erzählen wir von der Omnipräsenz der Commons wo – ähnlich dem *care*-Ansatz – nicht alles gegeneinander aufgerechnet wird. Fürsorge-

Beziehungen sind grundlegend, deswegen greifen Fürsorge und Commoning sehr gut ineinander. Dann zeigen wir, dass ein relationales Seinsverständnis wichtig ist, um Commons zu verstehen. An vielen Orten in der Welt gibt es das; in der Ideengeschichte ist das auch nichts Neues. Wir sprechen trotzdem vom Ontowandel, weil das dominierende Seinsverständnis eben ein anderes ist. Und daraus folgt, dass wir oft andere Begriffe brauchen, eine andere Sprache. Oft haben uns die Worte gefehlt, um genauer zu beschreiben, was im Gemeinschaffen stattfindet. Wir haben also neue genutzt – das »Ich in Bezogenheit« z.B. oder das »gemeinstimmig« entscheiden. Und wir sprechen von der »Beziehungshaftigkeit des Habens«, es gibt zwei Kapitel zum Thema Eigentum. Natürlich brauchen wir für die andere Welt und Ökonomie auch eine andere Metaphorik. Die fehlt im Buch noch.

Gedacht war es ursprünglich für alle Menschen, die sich für diese Ideenwelt interessieren und vor allem für jene, die sie umsetzen wollen. Wir erzählen deshalb im zweiten Teil viel aus der Praxis und schöpfen aus gelingender Praxis sogenannte Muster des Commoning, die der Handlungsorientierung dienen. Dabei war klar, dass wir die größeren Zusammenhänge in den Mittelpunkt rücken müssen; etwa die Frage des Habens. Es geht uns darum, über Eigentum und Besitz so nachzudenken, dass wir zu ganz anderen Formen des Habens kommen – auch jenseits der Dichotomie zwischen Privat- und Gemeineigentum. Da sind wir dann bei den Grundpfeilern unserer Gesellschaft und deren Transformation. Aus diesem Nachdenken schließen wir dann auf Institutionen, die Commoning einfacher machen können. Ein einfaches Beispiel: Jede*r (Kommunal-)Politiker*in kennt Public-private-Partnerships, also öffentlich-private Partnerschaften. Kaum jemand stellt sich die Frage, wie wir einen rechtlichen Rahmen und einen Kooperationsrahmen schaffen können, der stattdessen commons-öffentliche Partnerschaften etabliert. Daher richtet sich das Buch (insbesondere im dritten Teil) auch an Menschen, die diese Handlungslogiken in die Transformation gesellschaftlicher Strukturen und Institutionen übertragen können. Und speziell für Wissenschaftler*innen gibt es auch noch einen Methodenanhang.

Das Buch beschreibt also Alternativen zum Kapitalismus. Haben Sie dazu auch strategische Überlegungen?

Ich bin auch Mitglied des »Netzwerks Ökonomischer Wandel« (NOW) und dort ist uns sehr klar geworden, dass viele alternativ-ökonomische Zugänge und Alternativen miteinander verwoben werden müssen. Märkte können wir nur am Gemeinwohl orientieren, wenn wir die aktuelle Marktlogik zurückdrängen, weil sie auf dem Konkurrenzprinzip beruht und uns voneinander trennt, wenn wir gleichzeitig Institutionen und damit den Staat umfassend demokratisieren und letztlich Commons ausweiten. Darunter fassen wir im NOW alle solidarischen, *care*- oder Commons-Praktiken, die diese anderen Beziehungslogiken ins Werk setzen. Auch hier ist die Metapher vom gemeinsamen Myzelien-Netzwerk passend: Beispielsweise kümmere ich mich als Commoner darum, dass es mehr Commons-Projekte gibt, dass sie wie Pilze aus dem Boden brechen. Das tue ich mit Anderen, die zu anderen Alternativen arbeiten, wohl wissend, dass sich die Myzelien der unterschiedlichen Praktiken auch miteinander verweben können. Auch Unternehmungen und Unternehmen der solidarischen Ökonomie und der Gemeinwohlökonomie zwingen dazu, uns mit unserer ökonomischen Unkultur auseinanderzusetzen. Wenn Menschen eine Gemeinwohlbilanz für ihren Betrieb erstellen, müssen sie automatisch über ihr Tun und die darin eingeschriebenen Logiken nachdenken.

Corona prägt(e) die Jahre 2020 und 2021. Wie blicken Sie in die Zukunft? Kann Corona auch eine Chance für ein Umdenken sein?

Ja, natürlich, aber bisher finde ich kaum Anzeichen für ein Umdenken, sondern schlicht ein Schwanken zwischen den beiden Polen Markt und Staat. Die dominante Erzählung im Kontext der Corona-Krise offenbart eher ein Wiedererstarken keynesianischer, wirtschaftspolitischer Ideen und damit ein Wiedererstarken des Staates, ohne dass sich dabei die Handlungslogiken des Staates selbst aus der Marktlogik befreien. Daher brauchen wir Menschen, die nochmal aus größerer Distanz den Blick darauf richten, wie unsere Produktions- und Lebensweisen mit dem Entstehen von Zoonosen und deren rasender Verbreitung zusammenhängen. Diese Geschwindigkeit kann es ja nur unter heutigen Lebensbedingungen überhaupt geben!

Dabei ginge das anders. Wir können so wirtschaften, dass wir nicht der noch verbleibenden Wildnis immer näher auf die Pelle rücken. Wir können die Agrar- und Forstgrenze zurückdrängen statt sie voranzutreiben. Doch darüber wird kaum gesprochen. Eigentlich wäre es an der Zeit, die Reflexion auf Corona mal aus einer Commons-Perspektive anzupacken. Dann würden wir wahrscheinlich zu radikal anderen Lösungen kommen, im Sinne der Prävention von Zoonosen aber auch in dem Sinne, dass vom »Impfstoff als Gemeingut« nicht nur in politischen Sonntagsreden gesprochen, sondern Impfstoff tatsächlich als Commons produziert wird.

Haben Sie Forderungen an Politik oder andere Zielgruppen?

Meine wichtigste Forderung ist, dass Politiker*innen lernen wie Commoners zu denken und dass sie hinterfragen, auf welchen Grundannahmen unsere Institutionen und unser Politikverständnis beruhen. Ein Beispiel: wer sich nicht von der Idee lösen kann, dass Menschen individuelle Nutzen-Maximierer*innen sind, die sich gern auf Kosten anderer in die Hängematte legen, kann das Konzept eines bedingungslosen Grundeinkommen gar nicht begreifen und ihm entsprechend auch nicht zustimmen. Aus den Vorverständnissen – dem Welt- und Menschenbild – entfaltet sich das, was wir für vorstellbar halten.

Wenn wir demgegenüber wissen und auch die Erfahrung machen, dass in uns Menschen der Wunsch nach Kooperation angelegt ist und es zudem politisch gar nicht um die Frage geht, ob Menschen kooperieren wollen, sondern darum, ihnen dabei zu helfen, es zu tun, dann ist der Grundgedanke eines bedingungslosen Grundeinkommens viel plausibler.

Ähnlich verhält es sich mit der Landwirtschaft. Wenn wir begreifen, dass es beim Lebensmittelproduzieren immer um Multifunktionalität geht und nie nur um Erträge pro Hektar, dann werden wir uns für andere Formen der Landwirtschaft öffnen, in denen gemessen am Ertrag pro Hektar vielleicht weniger herauskommt, aber gemessen an Biodiversität, Bodenfruchtbarkeit, Herstellung von Zusammenhalt usw. zusammengenommen eben viel mehr. Meine wichtigste Bitte: Lassen Sie sich auf dieses andere Denken ein, daraus folgt der Rest.

Bei Commons geht es ja oft darum, dass wir unser Leben gemeinverantwortlich in die eigenen Hände nehmen. Dafür kann die Politik die Bedingungen verbessern. So wie in dieser Pandemie beispielsweise viele Unternehmen

extrem großzügig mit Steuergeldern unterstützt wurden. Es wäre das Mindeste, dasselbe auch für transformative Praktiken zu tun.

Vielen Dank für das Interview!

Silke Helfrich ist leider kurz vor der Veröffentlichung dieses Beitrags verstorben. Die Commons und die Verbreitung des Denkens von Commoners waren ihr ein Herzensanliegen, mit dem sie andere inspiriert und begeistert hat – so auch in der Podiumsdiskussion zum Zukunftsdiskurs »Consumers for Future«. Wir danken für ihren klugen Geist, ihre vorbildliche Offenheit und ihr nationales sowie internationales Wirken für die Transformation unserer Gesellschaften.

